

Der junge Mann drückte auf der Stirne von Noirtier seine Lippen an dieselbe Stelle, an welche Valentine die ihrigen gedrückt hatte.

Dann verbeugte er sich zum zweiten Male vor dem Greise und ging hinaus.

Außen fand er den alten Diener, welchen Valentine in Kenntniß gesetzt hatte; er erwartete Morrel und geleitete ihn durch die Krümmungen eines düsteren Ganges, der zu einer nach dem Garten gehenden kleinen Thüre führte.

Bald hatte Morrel das Gitter erreicht; durch die Hagenbuchenhecke war er in einem Augenblicke oben auf der Mauer und durch seine Leiter in einer Sekunde in dem Luzernengehege, wo sein Cabriolet immer noch seiner harrete.

Er stieg ein, kehrte gelähmt durch so viele Gemüths-
bewegungen, aber mit freierem Herzen in die Rue Meslay zurück, warf sich auf sein Bett und schlief, als ob er in tiefe Trunkenheit versunken wäre.

Achtzehntes Kapitel.

Die Gruft der Familie Villefort.

Zwei Tage nachher versammelte sich eine beträchtliche Menge Menschen, gegen zehn Uhr Morgens vor der Thüre von Herrn von Villefort, und man sah eine Reihe von Trauerwagen und Privatgefährten den Faubourg Saint-Honoré und die Rue de la Pépinière entlang ziehen.

Unter diesen Wagen war einer von sonderbarer

Form, der eine lange Reise gemacht zu haben schien. Es war eine Art von schwarz angemaltem Fourgon und er hatte sich unter den ersten auf dem Versammlungsorte des Leichenbegängnisses eingefunden.

Man erkundigte sich und erfuhr, daß dieser Wagen, durch ein seltsames Zusammentreffen von Umständen den Körper des Herrn Marquis von Saint-Meran enthielt, und daß diejenigen, welche wegen eines einzigen Leichenbegängnisses gekommen waren, zwei Leichnamen folgen sollten. Die Zahl der Anwesenden war sehr groß. Der Herr Marquis von Saint-Meran, einer der eifrigsten und getreuesten Würdeträger von König Ludwig XVIII. und König Carl X., hatte sich eine große Schaar von Freunden erhalten, die im Verein mit den Personen, welche durch die gesellschaftlichen Convenienzen mit Billefort verbunden waren, eine beträchtliche Truppe bildeten.

Man benachrichtigte auch die Behörden, und es wurde erlaubt, diese zwei Leichenbegängnisse zu gleicher Zeit stattfinden zu lassen. Ein zweiter Wagen mit derselben Pracht geschmückt, wurde vor die Thüre von Herrn von Billefort geführt und der Sarg von dem Postfourgon auf den Leichenwagen gebracht.

Die zwei Todten sollten in dem Friedhose des Père la Chaise bestattet werden, wo seit langer Zeit Herr von Billefort das für das Begräbniß seiner ganzen Familie bestimmte Gewölbe hatte errichten lassen. In diesem Gewölbe ruhte bereits der Leichnam der armen Renée, mit der sich ihr Vater und ihre Mutter nach einer zehnjährigen Trennung wiedervereinigten.

Stets neugierig, stets bewegt durch Leichengepränge, sah Paris mit religiösem Stillschweigen den glänzenden Zug, welcher nach ihrer letzten Ruhestätte zwei von den, hinsichtlich des traditionellen Geistes, der Sicherheit des Handels und der hartnäckigsten Anhänglichkeit an die Prinzipien, berühmtesten Namen der alten Aristokratie begleitete.

Mit einander in demselben Trauerwagen unter-

hielten sich Beauchamp, Debray und Chateau-Renaud über diesen so plötzlichen Tod.

„Ich habe Frau von Saint-Meran bei meiner Rückkehr von Algerien im vorigen Jahre in Marseille gesehen,“ sagte Chateau-Renaud; „mit ihrer vollkommenen Gesundheit, mit ihrer Geistesgegenwart und ihrer wunderbaren Thätigkeit schien sie zu einem Leben von hundert Jahren bestimmt. Wie alt war die Marquise?“

„Sechs und sechzig Jahren, wenigstens wie mich Franz versicherte,“ antwortete Albert. „Doch das Alter ist es nicht, was sie getödtet, sondern der Kummer über den Tod des Marquis; es scheint, daß sie seit diesem Tode, der sie auf das Heftigste erschütterte, nicht mehr völlig zur Vernunft gekommen ist.“

„Doch, woran ist sie denn gestorben?“ fragte Debray.

„An einer Hirncongestion, wie es scheint, oder an einem Schlagflusse. Ist das nicht dasselbe?“

„So ungefähr.“

„Schlagfluß,“ versetzte Beauchamp, „das ist schwer zu glauben. Frau von Saint-Meran, die ich ebenfalls ein oder zweimal in meinem Leben gesehen habe, war klein, von schwächlicher Gestalt und von mehr nerviger, als sanguinischer Constitution; die Schlagflüsse, durch den Kummer auf einen Körper, wie der von Frau von Saint-Meran hervorgebracht, sind selten.“

„Wie dem sein mag,“ sagte Albert, „hat sie der Arzt oder die Krankheit getödtet: Herr von Billefort oder Fräulein Valentine, oder vielmehr unser Freund Franz ist nun im Besitze einer herrlichen Erbschaft, achtzig tausend Franken Rente, glaube ich.“

„Eine Erbschaft, welche bei dem Tod des alten Jacobiners Noirtier beinahe verdoppelt wird.“

„Das ist ein hartnäckiger Großvater,“ versetzte Beauchamp. „Tenacem propositi virum.“ Er hat, glaube ich, gegen den Tod gewettet, er würde alle seine

Erben beerdigen, und es wird ihm, meiner Treue, gelingen. Er ist das alte Conventsmittglied von 93, das im Jahr 1814 zu Napoleon sagte:

„Sie sinken, weil Ihr Kaiserreich ein junger, durch sein Wachsen ermüdeter Stamm ist; nehmen Sie die Republik zum Vormund; lassen Sie uns mit einer guten Constitution auf die Schlachtfelder zurückkehren, und ich verspreche Ihnen fünfmal hundert tausend Soldaten, ein anderes Marengo und ein zweites Austerlitz. Die Ideen sterben nicht, Sire, sie schlummern zuweilen, aber sie erwachen stärker, als sie vor dem Einschlafen gewesen.“

„Es scheint, für ihn sind die Menschen, wie die Ideen; nur Eines beunruhigt mich, ich möchte wissen, wie sich Franz d'Epinau in einen Großschwiegervater fügen wird, der seine Frau nicht entbehren kann; doch wo ist Franz?“

„In dem ersten Wagen mit Herrn von Villefort, der ihn bereits als zur Familie gehörig betrachtet.“

In jedem von den Wagen, welche dem Leichenbegängniß folgten, fand ungefähr dasselbe Gespräch statt; man staunte über diese zwei so plötzlichen und so rasch hinter einander eingetretenen Todesfälle; doch in keinem ahnte man das furchtbare Geheimniß, das Herr d'Arigney bei seinem nächtlichen Spaziergang Herrn von Villefort mitgetheilt hatte.

Nach einem Marsche von ungefähr einer Stunde gelangte man an das Thor des Friedhofes: es war ein ruhiges, aber düsteres Wetter, das folglich mit der eben stattfindenden Trauerfeierlichkeit im Einklange stand. Unter den Gruppen, die sich nach dem Familiengrabgewölbe wandten, erkannte Chateau-Renaud Morrel, der ganz allein und im Cabriolet gekommen war; er ging, sehr bleich und schweigsam, auf dem schmalen, mit Eibenbäumen eingefassten Pfade.

„Sie hier?“ sagte Chateau-Renaud, seinen Arm unter den des jungen Kapitäns legend; Sie kennen

also Herrn von Billefort? Wie kommt es denn, daß ich Sie nie bei ihm gesehen habe?"

"Ich kenne nicht Herrn von Billefort," entgegnete Morrel, "sondern ich kannte Frau von Saint-Meran."

In diesem Augenblick trat Albert mit Franz zu ihnen.

"Der Ort ist für eine Vorstellung schlecht gewählt," sagte Albert; "doch gleichviel, wir sind nicht abergläubisch. Herr Morrel, erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Franz d'Épinay, einen vortrefflichen Reisegefährten, vorzustellen, mit welchem ich eine Wanderung durch Italien gemacht habe. Mein lieber Franz, Herr Maximilian Morrel, ein vortrefflicher Freund, den ich mir in Deiner Abwesenheit erworben, und dessen Namen Du in meiner Unterhaltung so oft hören wirst, als ich von Geist, Herz und Liebenswürdigkeit zu sprechen habe."

Morrel war einen Augenblick unentschieden. Er fragte sich, ob er nicht als eine verdammenswehre Heuchelei den freundschaftlichen Gruß an einen Mann gerichtet, den er im Verborgenen bekämpfte, zu betrachten hätte: doch sein Schwur und die ernste Bedeutung der Umstände stellten sich vor seinen Geist: er bemühte sich, nichts auf seinem Gesichte durchblicken zu lassen, und grüßte auf eine ruhige Weise.

"Fräulein von Billefort ist wohl sehr traurig?" sagte Debray zu Franz.

"Oh! mein Herr, sie ist unaussprechlich traurig; diesen Morgen war sie so entsetzt, daß ich sie kaum erkannte."

Die scheinbar so einfachen Worte brachen Morrel das Herz. Dieser Mensch hatte also Valentine gesehen, er hatte mit ihr gesprochen!

Der junge braufende Officier bedurfte seiner ganzen Kraft, um dem Verlangen, seinen Schwur zu brechen, zu widerstehen.

Er nahm Chateau-Renaud beim Arm und zog ihn rasch nach dem Grabgewölbe fort, vor welchem die mit

den Ceremonien des Leichenbegängnisses Beauftragten die zwei Särge niedergesetzt hatten.

„Eine herrliche Wohnung,“ sprach Beauchamp, das Mausoleum betrachtend, „ein Sommerpallast, ein Winterpallast. Sie werden ebenfalls hier wohnen, mein lieber d'Epinan, denn Sie gehören nun bald zu der Familie. Ich als Philosoph will ein Landhäuschen, eine Hütte dort unter jenen Bäumen und nicht so viele Quadersteine auf meinem armen Körper haben. Sterbend werde ich zu denen, welche mich umgeben, sagen, was Voltaire an Piron schrieb: *En rus, und Alles wird vorbei sein.* . . Vorwärts, Muth gefaßt, Franz, Ihre Frau erbt!“

„In der That, Beauchamp, Sie sind unerträglich,“ versetzte Franz. „Die politischen Angelegenheiten verleihen Ihnen die Gewohnheit über Alles zu lachen, und die Menschen, welche diese Angelegenheiten lenken, die Gewohnheit, nichts zu glauben. Doch, mein lieber Beauchamp, wenn Sie die Ehre haben, mit gewöhnlichen Menschen zusammen zu sein, und das Glück, sich einen Augenblick von der Politik zu trennen, so suchen Sie Ihr Herz wieder aufzunehmen, das Sie gewöhnlich in dem Stöckebewahrungs-Bureau der Kammer der Abgeordneten oder der Kammer der Pairs lassen.“

„Ei, mein Gott!“ versetzte Beauchamp, „was ist das Leben? ein Halt im Vorzimmer des Todes.“

„Beauchamp wird mir widerwärtig,“ sagte Albert, zog sich vier Schritte mit Franz zurück und überließ es Beauchamp, seine philosophischen Abhandlungen mit Desbray fortzusetzen.“

Das Familienbegräbniß von Villefort bildete ein Gewölbe von weißen Steinen und war etwa zwanzig Fuß hoch; eine innere Trennung schied in zwei Abtheilungen die Familie Saint-Meran und die Familie Villefort, und jede Abtheilung hatte ihre eigene Thüre.

Man sah nicht, wie in den andern Gräbern, die gemeinen, über einander gelegten Schublade, in welcher

eine sparsame Vertheilung die Todten mit einer Inschrift einschließt, welche einer Etiquette gleicht; Alles, was man Anfangs durch die Bronzethüre erblickte, war ein strenges ernstes, durch eine Mauer von dem wahren Grabe getrenntes Vorgemach.

Mitten in dieser Mauer öffneten sich die zwei von uns so eben erwähnten Thüren, welche mit den Begräbnissen Villesfort und Saint-Meran in Verbindung standen.

Hier konnten sich die Schmerzen frei aushauchen, ohne daß leichtfertige Spaziergänger, welche aus einem Besuche auf dem Père la Chaise eine Landpartie oder eine Liebeszusammenkunft machen, durch ihren Gesang, durch ihr Geschrei oder durch ihr Geläufe die stumme Betrachtung oder das von Thränen überströmte Gebet hören.

Die zwei Särge kamen in das Grabgewölbe rechts: es war das der Familie Saint-Meran; sie wurden auf Gestelle gesetzt, welche der Todten harrten. Villesfort, Franz und einige nahe Verwandte traten allein in das Allerheiligste.

Da die religiösen Ceremonien vor der Thüre vollzogen worden waren und man keine Rede zu halten hatte, so trennten sich die Anwesenden alsbald; Chateau-Renaud, Albert und Morrel gingen auf der einen Seite ab, Desbray und Beauchamp auf der andern.

Franz blieb mit Herrn von Villesfort; an dem Thore des Friedhofes stand Morrel unter dem nächsten, dem besten Vorwand stille; er sah Franz in einem Trauerwagen mit Herrn von Villesfort herausfahren und es erfaßte ihn eine schlimme Ahnung, als er dieses Zusammensein unter vier Augen wahrnahm. Er kehrte daher nach Paris zurück, und obgleich er in demselben Wagen mit Chateau-Renaud und Albert fuhr, hörte er doch nicht ein Wort von dem, was die zwei jungen Leute sprachen.

Als Franz Herrn von Villesfort zu verlassen im Begriffe war, hatte dieser gesagt:

„Mein Herr Baron, wann werde ich Sie wiedersehen?“

„Wann Sie wollen,“ hatte Franz erwidert.

„Sobald als möglich.“

„Ich bin zu Ihren Befehlen, mein Herr; ist es Ihnen genehm, daß wir zusammen zurückkehren?“

„Wenn es Sie nicht belästigt.“

„Keines Wegs.“

So stiegen der zukünftige Schwiegervater und der zukünftige Schwiegersohn in einen Wagen, und Morrel wurde, als er sie vorüberfahren sah, mit Recht von einer Unruhe erfaßt.

Villefort und Franz kehrten nach dem Faubourg Saint-Honoré zurück.

Ohne bei Jemand einzutreten, ohne mit seiner Frau oder seiner Tochter zu sprechen, ließ der Staatsanwalt den jungen Mann in sein Cabinet gehen, bezeichnete ihm einen Stuhl und sprach:

„Mein Herr d'Epinay, ich muß Sie daran erinnern, und der Augenblick ist nicht so schlecht gewählt, als man von Anfang glauben dürfte, denn der Gehorsam gegen die Todten ist das erste Opfer, das man auf ihren Sarg zu legen hat; ich muß Sie also daran erinnern, daß nach dem von Frau von Saint-Meran auf ihrem Sterbebette vorgestern ausgedrückten Wunsche, die Heirath von Valentine keinen Aufschub duldet. Sie wissen, daß die Angelegenheiten der Hingeschiedenen vollkommen in Ordnung sind; daß ihr Testament Valentine das ganze Vermögen der Saint-Meran sichert; der Notar hat mir gestern die Akten gezeigt, welche auf eine bestimmte Weise den Ehevertrag abzufassen gestatten. Sie können den Notar besuchen und sich in meinem Auftrage die Akten mittheilen lassen. Der Notar ist Herr Deschamps, Place Beauveau, Faubourg Saint-Honoré.“

„Mein Herr,“ entgegnete d'Epinay, „es ist viel.“

leicht für Fräulein Valentine bei ihrem heftigen Schmerze nicht der Augenblick, um an einen Gatten zu denken; ich würde in der That befürchten . . .“

„Valentine,“ unterbrach ihn Herr von Villefort, „Valentine wird kein lebhafteres Verlangen haben, als das, den letzten Willen ihrer Großmutter zu erfüllen; die Hindernisse werden somit, dafür stehe ich Ihnen, nicht von ihrer Seite kommen.“

„Da sie in diesem Falle auch nicht von meiner Seite kommen,“ erwiderte Franz, „so mögen Sie nach Ihrem Gutdünken handeln; mein Wort ist gegeben, und es gereicht mir nicht nur zum Vergnügen, sondern auch zum Glück, es zu halten.“

„Es steht also nichts im Wege,“ versetzte Villefort; „der Vertrag sollte vor drei Tagen unterzeichnet werden, wir finden ihn völlig bereit, und man kann ihn heute unterzeichnen.“

„Doch die Trauer?“ sagte Franz zögernd.

„Seien Sie unbesorgt, mein Herr; der Wohlstand wird in meinem Hause nicht vernachlässigt werden. Fräulein von Villefort kann sich für die drei vorgeschriebenen Monate auf ihr Gut Saint-Meran zurückziehen; ich sage ihr Gut, denn heute ist es ihr Eigenthum. Dort wird in acht Tagen, wenn Sie wollen, ohne Geräusch, ohne Gepränge, die bürgerliche Heirath vollzogen. Es war ein Wunsch von Frau von Meran, daß ihre Enkelin sich auf diesem Gute verheirathen möchte. Ist der Ehebund geschlossen, so können Sie nach Paris zurückkehren, während Ihre Frau die Trauerzeit mit ihrer Stiefmutter zubringt.“

„Ganz nach Ihrem Belieben,“ sprach Franz.

„So haben Sie die Güte eine halbe Stunde zu warten; Valentine wird in den Salon herabkommen. Ich lasse Herrn Deschamp rufen, wir lesen und unterzeichnen den Vertrag auf der Stelle, und noch diesen Abend führt Frau von Villefort Valentine auf ihr Gut, wohin wir ihnen in acht Tagen nachfolgen.“

„Mein Herr, ich habe Sie nur um Eines zu bitten,“
sagte Franz.

„Um was?“

„Ich wünschte, daß Albert von Morcerf und Raoul von Chateau-Renaud bei dieser Unterzeichnung gegenwärtig sein möchten, Sie wissen, sie sind meine Zeugen.“

„Eine halbe Stunde genügt, um sie in Kenntniß zu setzen; soll ich sie holen lassen, oder wollen Sie diese Herren selbst holen?“

„Ich ziehe es vor, sie selbst zu holen.“

„Ich erwarte Sie in einer halben Stunde, und in einer halben Stunde wird auch Valentine bereit sein.“

Franz verbeugte sich und verließ das Zimmer.

Raum hatte sich die Thüre des Hauses hinter dem jungen Manne geschlossen, als Billefort Valentine sagen ließ, sie sollte in einer halben Stunde in den Salon herabkommen, weil der Notar und die Zeugen von Herrn d'Épinay erscheinen werden.

Diese unerwartete Kunde brachte einen mächtigen Eindruck in dem Hause hervor. Frau von Billefort wollte nicht daran glauben, und Valentine war wie von einem Donnerschlage niedergeschmettert.

Sie schaute umher, als ob sie suchen wollte, von wem sie Hülfe verlangen könnte.

Sie gedachte zu ihrem Großvater hinabzugehen; doch sie begegnete auf der Treppe Herrn von Billefort, der sie beim Arme nahm und in den Salon führte.

In dem Salon traf Valentine Barrois, sie warf dem alten Diener einen verzweifelten Blick zu.

Einen Augenblick nach Valentine trat Frau von Billefort mit dem kleinen Eduard in den Salon. Die junge Frau hatte sichtbar ihren Theil an dem Kummer der Familie gehabt; sie war bleich und schien furchtbar ermattet.

Frau von Billefort nahm Eduard auf ihren Schooß und drückte von Zeit zu Zeit mit beinahe krampfhaften

Bewegungen dieses Kind an ihre Brust, auf welches sich ihr ganzes Leben zusammendrängen schien.

Bald hörte man das Geräusch von zwei Wagen, welche in den Hof fuhren.

Der eine war der des Notars, der andere der von Franz.

In einem Augenblick hatten sich Alle im Salon versammelt.

Valentine war so bleich, daß man die blauen Adern ihrer Schläfe um ihre Augen sich abzeichnen und ihre Wangen entlang laufen sah.

Chateau-Renaud und Albert schauten sich erstaunt an; die so eben vollzogene Ceremonie kam ihnen nicht trauriger vor, als die, welche nun beginnen sollte.

Frau von Billefort hatte sich hinter einen Sammetvorhang in den Schatten gesetzt, und da sie sich beständig über ihren Sohn neigte, so konnte man nur schwer auf ihrem Gesichte lesen, was in ihrem Herzen vorging.

Herr von Billefort war, wie immer, unempfindlich.

Nachdem der Notar, nach der gewöhnlichen Methode der Leute des Gesetzes, seine Papiere auf dem Tische geordnet, in seinem Lehnstuhle Platz genommen und seine Brille etwas in die Höhe gehoben hatte, wandte er sich gegen Franz und fragte ihn, obgleich er es vollkommen wußte:

„Sie sind Herr Franz von Duesnel, Baron d'Epinay?“

„Ja, mein Herr,“ antwortete Franz.

Der Notar verbeugte sich und fuhr fort:

„Ich muß Sie davon in Kenntniß setzen, mein Herr, und zwar im Auftrage von Herrn von Billefort, daß Ihre mit Fräulein von Billefort beabsichtigte Heirath die Gesinnung des Herrn von Noirtier gegen seine Enkelin völlig verändert hat, und daß er auf Andere das Vermögen übergehen läßt, welches er ihr hätte vermachen sollen. Ich muß indeß sogleich beifügen,

daß, insofern der Erblasser nur berechtigt ist, ihr einen Theil seines Vermögens zu entziehen, während er ihr das ganze entzogen hat, daß, sage ich, das Testament einem Angriffe nicht widerstehen und für null und nichtig erklärt werden wird.“

„Ja,“ sprach Billefort; „nur setze ich Herrn d'Épinay zum Voraus davon in Kenntniß, daß zu meinen Lebzeiten das Testament meines Vaters nie angegriffen werden wird, in Betracht, daß ich bei meiner Stellung den Scandal bis zum Schatten zu vermeiden habe.“

„Mein Herr,“ sagte Franz, „es thut mir leid, daß eine solche Frage in Gegenwart von Fräulein Valentine erhoben worden ist. Ich habe mich nie nach der Summe ihres Vermögens erkundigt, welches, so beschränkt es auch sein mag, immerhin beträchtlicher sein wird, als das meinige. Meine Familie suchte in der Verbindung mit Herrn von Billefort das Ansehen, ich suche darin das Glück.“

Valentine machte ein unmerkliches Zeichen des Dankes, während zwei stille Thränen über die Wangen flossen.

„Abgesehen jedoch,“ sprach Billefort sich an seinen zukünftigen Schwiegersohn wendend, „abgesehen von einem theilweisen Verluste Ihrer Hoffnungen hat dieses unerwartete Testament nichts, was Sie persönlich verletzen dürfte. Es erklärt sich durch die Geisteschwäche von Herrn Noirtier. Meinem Vater mißfällt es nicht, daß Fräulein von Billefort sich mit Ihnen verbindet, sondern daß Valentine heirathet. Ein Ehebund mit jedem Anderen hätte ihm denselben Kummer eingeflößt. Das Alter ist selbstsüchtig, mein Herr, und Fräulein von Billefort war für Herrn Noirtier eine treue Gesellschafterin, was die Baronin d'Épinay nicht mehr wird sein können. Der unglückliche Zustand meines Vaters macht, daß man selten mit ihm über ernste Gegenstände spricht, welches die Schwäche seines Geistes zu verfolgen ihm nicht gestatten würde, und ich bin fest überzeugt,

daß Herr Noirtier, während er die Erinnerung an den Umstand der Verheirathung seiner Nichte bewahrt, denjenigen, welcher sein Enkel werden soll, bis auf den Namen vergessen hat.“

Kaum vollendete Billefort diese Worte, welche Franz durch eine Verbeugung erwiderte, als die Thüre des Salon sich öffnete und Barrois erschien.

„Meine Herren,“ sagte er mit einer für einen Diener, der unter so feierlichen Umständen mit seinen Gebiethern spricht, seltsam festen Stimme, „meine Herren, Herr Noirtier von Billefort wünscht auf der Stelle Herrn Franz von Duesnel, Baron d'Epinau, zu sprechen.“

Wie der Notar, gab er, damit kein Irrthum entstehen könnte; dem Verlobten alle seine Titel.

Billefort bebte, Frau von Billefort ließ ihren Sohn über ihren Schooß hinabgleiten, Valentine erhob sich bleich und stumm wie eine Bildsäule.

Albert und Chateau-Renaud schauten sich abermals und noch mehr erstaunt als das erste Mal an.

Der Notar heftete seine Blicke auf Billefort.

„Es ist unmöglich,“ sprach der Staatsanwalt; „Herr d'Epinau kann den Salon in diesem Augenblick nicht verlassen.“

„Gerade in diesem Augenblick wünscht Herr Noirtier, mein Gebieter, Herrn Franz d'Epinau in wichtigen Angelegenheiten zu sprechen,“ versetzte Barrois mit derselben Festigkeit.

„Der gute Papa Noirtier spricht also jetzt?“ fragte Eduard mit seiner gewöhnlichen Frechheit.

Doch dieser Witz machte nicht einmal Frau von Billefort lächeln, so sehr waren die Geister in Anspruch genommen, so feierlich erschien die Lage der Dinge.

„Antworten Sie Herrn Noirtier, daß das, was er verlangt, nicht sein könne,“ sagte Billefort.

„Dann läßt Herr Noirtier die Herren benachrichtigen, daß er sich werde in diesen Salon tragen lassen,“ sprach Barrois.

Das Erstaunen erreichte den höchsten Grad.

Ein gewisses Lächeln trat auf das Antlitz von Frau von Billesfort. Valentine schlug unwillkürlich die Augen zum Plafond auf, um dem Himmel zu danken.

„Valentine,“ sagte Herr von Billesfort, „ich bitte Dich, erkundige Dich ein wenig, was diese neue Phantastie Deines Großvaters bedeuten soll.“

Valentine machte rasch einige Schritte, um sich zu entfernen, doch Herr von Billesfort besann sich eines Andern und rief:

„Warte, ich begleite Dich.“

„Verzeihen Sie, mein Herr,“ sprach Franz, „da Herr Noirtier nach mir verlangt, so habe ich mich, wie es scheint, vor Allem seinen Wünschen zu fügen; überdies werde ich mich glücklich fühlen, ihm meine Achtung zu bezeigen, da ich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, mir diese Ehre zu erbitten.“

„Oh! mein Gott! bemühen Sie sich nicht,“ rief Billesfort mit sichtbarer Unruhe.

„Entschuldigen Sie mich, mein Herr,“ entgegnete Franz mit dem Tone eines Mannes, der seinen Entschluß gefaßt hat. „Ich wünsche diese Gelegenheit nicht zu versäumen, um Herrn Noirtier zu beweisen, wie sehr er Unrecht hätte, einen Widerwillen gegen mich zu hegen, welchen durch meine tiefe Ergebenheit zu besiegen mein inniges Verlangen ist.“

Und ohne sich länger durch Billesfort zurückhalten zu lassen, stand Franz ebenfalls auf und folgte Valentine, welche bereits mit der Freude eines Schiffbrüchigen, der die Hand an einen Felsen legt, die Treppe hinabstieg.

Herr von Billesfort folgte Beiden.

Chateau-Renaud und Morcerf schauten sich zum dritten Male, und zwar noch erstaunter als die beiden ersten Male an.

Das Verlangen triebte den edelsten Geist
 Ein gewisses Bedenken auf das Wohl von Göttern
 von Willfort, Voltaire's Schrift unwillkürlich die Augen
 zum Hellen auf, um dem Gemüth zu dienen.
 "Voltaire", sagte Herr von Willfort, "ist eine
 sich selbst überhebliche Person, die sich nicht
 für die Tugend interessiert, sondern nur für
 die Herrlichkeit macht, und einige Schritte, um sich zu
 erheben, doch Herr von Willfort schien sich eines
 davon nicht zu kümmern.
 "Herr, ich begreife Sie",
 "Nehmen Sie, mein Herr, Sie sind
 Herr Richter nach dem Recht, so habe ich nicht,
 es scheint, vor Ihnen keinen Anspruch zu haben;
 dies werde ich mich nicht scheuen, ihm meine
 zu bezeugen, doch ich nicht übersehen, daß
 mit die Güte zu erweisen, und ich nicht
 "Epl. mein Gott, bewahren Sie sich nicht",
 Willfort mit ruhiger Stimme.
 "Entschuldigen Sie mich, mein Herr",
 Franz mit dem Tone eines Mannes, der seinen
 nicht hat. "Ich würde diese Gelegenheit nicht zu
 können, um Herrn Voltaire zu besuchen, was sehr
 lächerlich wäre, denn die Herren geben mich zu
 letzten durch meine die Gelegenheit zu sehen mein
 inniges Verlangen ist."
 Das sagte sich länger durch Willfort zurückhalten
 zu lassen, doch Franz überließ auf eine solche
 eine, welche herrlich mit der Freude eines
 der die Frau an einen Mann, die sie nicht
 hat.
 Herr von Willfort schien zu denken,
 "Gott, ich würde mich nicht scheuen, ihm meine
 ten Worte, und zwar noch erinnernd die beiden
 Worte an."









